

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 1

Artikel: Conrad Ferdinand Meyer und die Politik
Autor: Honegger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-156097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von der Gemeinschaft des Schweizervolkes übernommen werden, und daß die direkt beteiligten Gemeinden Beiträge in Geld oder Arbeit leisten. Nur so können solche Wegbauten Frische und eine frohe Zukunft bringen.

Und dann, was ich noch weit wichtiger finde, das ist die Zusammenarbeit in der geistigen und moralischen Unterstützung unserer Hochgebirgsbevölkerung. Wir müssen sie in den Errungenschaften der heutigen Land- und Alpwirtschaft aufklären, müssen ihnen das Warum und Wozu einer Alpverbesserung beibringen und müssen, wenn notwendig, aus eigenen Stücken Beispiele guter Alpwirtschaft geben. Es geht nicht an, daß wir auf der einen Seite moderne Verkehrswege schaffen, auf der andern Seite aber noch fensterlose Viehställe mit Waldstreuegelege dulden, Jauche- und Düngerentleerung in den nächsten Bach, offene Feuerungen in allen Alphütten und Käsereien, unrationelle Zeiteinteilung und Arbeit in so zahllosen Dingen der Land- und Alpwirtschaft, die jedes Schritthalten mit den fortschrittlichen Nachbargebieten verhindert. Es gilt auch die hygienischen und sanitären Verhältnisse in den Wohngebäuden dieser Bergbevölkerung zu verbessern, denn gerade hier zeigen sich noch die unglaublichsten Dinge!

Wir brauchen demnach mehr als einen Bundesbeschluß, wollen wir gegen die Entvölkerung der Hochgebirgstäler eintreten. Wir müssen vor allem als Volk zusammenstehen und gemeinsam für unsere Hochgebirgsbewohner arbeiten, als Glieder einer Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern. Denn noch einmal: Es geht um weit mehr, als nur um die Erhaltung der Zahl unserer Bergbewohner! Es geht um die Erhaltung unserer Schweizerart!

Conrad Ferdinand Meyer und die Politik.

Von Hans Honegger.

Bisher war es üblich zu sagen, C. F. Meyer sei ein Hauptvertreter des historischen Romans im deutschen Schrifttum. Mit weit höherem Recht kann man behaupten, in Meyer habe der politische Roman einen besonders gediegenen und glanzvollen Ausdruck gefunden!

Politik ist lebendige Geschichte; Geschichte ist erstarrte, verkrustete Politik; sie ist bloß der Niederschlag dessen, was einst brennende, packende politische Wirklichkeit war. Politik ist zunächst und vor allem eine Angelegenheit des Willens, des machtvollen Gestaltenwollens; Geschichte aber ist etwas, das hinter uns liegt; ist lediglich eine Angelegenheit der Betrachtung. Politik bewegt sich im Reich der Freiheit, im Reich der Möglichkeiten, im Reich der Ungewißheiten. Geschichte aber ist Schicksal, ist Notwendigkeit, ist Zwang. Politik und Geschichte sind zwei ganz verschiedene Welten...

Nun kann man zweifellos Geschichte auch politisch betrachten; ihr Gegenwertsinn und Gegenwartsbedeutung verleihen. Ein Mensch,

der den Dingen dieser Welt nicht ganz gleichgültig gegenübersteht, kann überhaupt die Geschichte nicht ganz unpolitisch ins Auge fassen. Alles kommt jedoch auf den Grad an, in welchem einer fähig ist, Geschichte derart anzuschauen und auszulegen. . .

Meyer besaß diese Fähigkeit in auffällig hohem Maße. Das erkennt man, wenn man seine Romane mit anderen bekannten historischen Romanen seiner Zeit, etwa mit denen eines Freytag oder eines Scheffel vergleicht. Diese schreiben, wie Britta Baerlacher in ihrer Abhandlung über die Geschichtsauffassung C. F. Meyers hervorhebt, Geschichte um ihrer selbst willen; sie suchen in ihr nicht, oder nicht namhaft „symbolischen Ausdruck“ für Gegenwärtiges. Meyer besitzt im Vergleich zu diesen und vielen andern keine Spur von „historischem Denken“; ganz ähnlich wie Nietzsche ist er ein ausgesprochener Gegner alles bloßen „Historizismus“. Für Meyer ist die Geschichte stets Politik, politisches Erlebnis; er drängt in seinem dichterischen Werk ungestüm zur Tat, zur Gestaltung. Daraus erklärt sich der oft hervorgehobene dramatische Zug in Meyers Werk. Dieser gesehen ist für Meyer die Geschichte jederzeit nur „Stoff“ — „Gib, Muse Stoff!“ —, Hintergrund, Mittel zum Zweck. Worauf es ihm im Grunde ankommt, ist immer, den eigentlichen Mötten seiner Zeit und den Fragen seiner eigenen Seele dichterischen Ausdruck zu geben: dafür bedient er sich mit Vorliebe des Mäntelchens der Geschichte. Das ist alles. . .

Nun gibt es freilich noch genügend „Literaten“ und „Gebildete“, die in C. F. Meyer lediglich einen Ästheten erblicken, einen bloßen Schönheitsbold, einen dem wirklichen Leben ganz ferne stehenden Menschen, einen Dichter, der seine Kunst weit mehr als Spiel denn als Ernst betreibt, und dem es weit eher auf erlesene, äußere Formgebung, als auf einen lebensvollen Inhalt ankommt. Dieser Auffassung von Meyers dichterischer Persönlichkeit sind neuere Literaturhistoriker und -kritiker, wie Baumgarten, Linden und Faesi zurecht mit aller Entschiedenheit entgegengetreten.

Die gegensätzliche Beurteilung dieser hochproblematischen Dichternatur erklärt sich leicht aus dem Umstand, daß es diesem Dichter, wie wenigen, gelungen ist, das alte große Problem jeder Dichtung, das Problem der Verbindung von Klassik und Romantik, von Objektivismus und Subjektivismus, „Vollendung und Unendlichkeit“, mit Fritz Strich zu reden, zu lösen. Es ist, anschaulicher gesprochen, das Problem, strenge äußere Form mit einem lebensvollen Inhalt zu verbinden, zu verschmelzen. „Tiefe und Formklarheit sind fast unvereinbar“, sagt Meyer einmal in einem Brief an Hermann Lingg, und nicht viele Dichter haben ebenso stark mit diesem Ausgleich gerungen, wie gerade Meyer. Dieser Leistung wegen kann C. F. Meyer nicht nur als ein leuchtendes Vorbild für die Dichtkunst, sondern für die Kunst überhaupt und auch für die Wissenschaft gelten. Die Wissenschaft kämpft nämlich nicht weniger hart mit diesem Problem als die Kunst!

Diese kurze Abschweifung sollte nur dazu dienen, uns zu zeigen, daß Meyer, trotz seiner Vorliebe für Geschichte und für prunkvolle Auf-

machung seiner Gedanken überhaupt, dennoch nichts weniger als einseitiger Ästhet, Geschmäckler ist, sondern vielmehr dem Leben, der Wirklichkeit, der — Politik ungemein nahe steht.

* * *

Politik, richtig verstanden, ist gesteigerte Wirklichkeit, ist erhöhtes Leben, ist der Inbegriff menschlichen Geschehens. Politik heißt zunächst und vor allem, schon der Name besagt es, Staatsgebaren, machtvollcs Handeln eines gesellschaftlichen Gesamtwillens. Staatliche Machtpolitik ist die eigentliche Lenkerin der Schicksale der Völker. Nebst Gott oder der Natur gibt es nichts Gewaltigeres in der Welt als den Staat. Der „Staat“ entscheidet über Krieg und Friede in der Welt: das Wohl und Wehe abertausender Menschen ist in seine Hand gegeben!

Gerade seit dem Weltkrieg ist uns die Allgewalt der Politik, im eigentlichen Sinn des Wortes, oder, wenn man will, der Geschichte, wieder deutlich ins Bewußtsein getreten. Wir erleben verstärkt am eigenen Leibe, was staatliche Herrschaft eigentlich bedeutet, wie wichtig es für uns ist, wer uns eigentlich regiert, wer hinter dem Staate steht, und wie wenig gleichgültig es für uns sein kann, welcher Staat der mächtigere sei. Wir erfahren erneut, wie machtvoll die Politik unser ganzes Kulturleben, Wissenschaft, Kunst, Religion beeinflusst, und wie tief sie sogar in die allerpersönlichsten menschlichen Lebensbeziehungen, wie Beruf, Ehe und Familie hineinspielt und hineingreift.

* * *

C. F. Meyer ist ein selten hervorragender Sinndeuter der Politik, ihres Wesens und ihrer Bedeutung — man könnte ihn beinahe den Machiavelli der Dichtung im guten Sinne nennen. Das ist mit ein Hauptgrund, daß dieser Dichter heute wieder besonders zeitgemäß ist. Meyer lehrt uns anschaulich verstehen, was Politik, „höhere Politik“ überhaupt ist; er leuchtet in viele der innersten Schlupfwinkel dieser großen „Kunst“; er verfolgt sie in all ihren Schlichen und Ränken; er enthüllt uns ihre oft so grauenvolle Zweckbedingtheit, die vor keinem Mittel zurückschreckt, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Er zeigt uns die Härte, ja Herzlosigkeit, die ein zielbewußter Politiker besitzen muß, und er macht uns mit den Seelennöten vertraut, die einen gewissenhaften Staatsmann in politisch erregten Zeiten unablässig verfolgen. Mit Meyer schauen wir in die tiefsten Abgründe der Politik: wir erschauern mit ihm über die Kaltblütigkeit reiner Interessenpolitik, die bedenkenlos Menschenleben, ja ganze Völker ihren verhältnismäßig engen Zwecken opfert; wir erfahren aber auch einiges von der seltenen Kunst großzügiger Politik, und schließlich staunen wir über die Macht der Politik allgemein und über ihre kaum zu überschätzende Bedeutung für ein Staatswesen, fürs Gemeinwohl. In Meyers Roman und Novellen gewinnen wir tiefere Einblicke in das wahre Wesen der Politik, als in manchem dickleibigen Handbuch der Politik. Es verlohnt sich deshalb schon, sein dichterisches Werk auch von diesem Gesichtspunkt aus etwas näher zu betrachten.

* * *

Man kann behaupten, Meyers Dichtung wurde geboren aus dem Interesse für Politik, oder genauer, aus der Begeisterung für edle politische Ziele. — Es war vor allem die Einigung und Erstarkung des neuen deutschen Reiches nach 1870 und der Zusammenschluß Italiens zu einem Einheitsstaate, die C. F. Meyer seine dichterische Berufung erst klar ins Bewußtsein treten ließen. Jahrelang, bis in ein vorgerücktes Alter, war er zuvor über seine eigentliche Lebensaufgabe im Ungewissen. Von der Zeit zwischen 1850 und 1870 hatte sich Meyer bereits viel mit der großen europäischen Politik und mit Geschichte beschäftigt. Diese Dinge sind genügend bekannt; wir brauchen deshalb nicht länger bei ihnen zu verweilen. — Es war eben eine hochpolitische Zeit in Europa, als Meyers geistige Persönlichkeit heranreifte. In der Schweiz erlebte er den Sonderbundskrieg und die Entstehung des schweizerischen Einheitsstaates. Frankreich war seit der 48er Revolution in ständiger politischer Erregung und Gärung. Die erwähnten zwanzig Jahre sind die Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs. Während der zunehmenden Ideenlosigkeit der französischen Politik in jenem Zeitraum wandte er seine geistigen Interessen immer mehr von Frankreich ab. Mit umso größerer innerer Anteilnahme verfolgte er die Freiheits- und Einigungsbestrebungen in Italien, und als dann das Deutsche Reich in Versailles neu entstand, da gewannen seine politischen Wünsche und Sehnsüchte erstmalig dichterische Gestalt: Meyer erschuf seinen „Hutten“. „Huttens letzte Tage“ wurden zur ersten und bedeutendsten deutschen Dichtung des geeinigten Deutschland. In ihren „Erinnerungen“ weist Betsy Meyer mit folgenden Worten auf die Bedeutung dieses Ereignisses für Meyer hin: „Als das Deutsche Reich wiedererstand, da entstand in C. F. Meyer der Ghibelline. Dieses innerste Parteiergreifen machte ihn zum deutschen Dichter.“ Von Meyers Ghibellinentum soll später noch die Rede sein.

Meyer sagt selbst in seiner Betrachtung: „Mein Erstling, Huttens letzte Tage“: „Er wurde geboren aus . . . der Gewalt der großen Zeitereignisse. . . Zwei Aufgaben des Jahrhunderts, die Einigung Italiens und Deutschlands, schritten ihrer Bestimmung entgegen.“ Betsy erzählt, mit welcher Freude und mit welchem Eifer ihr Bruder an diesem Werk gearbeitet hat; alle Tage brachte er ein paar neue Verse zusammen. — Auch heute noch wirken „Huttens letzte Tage“ ungemein erfrischend, kampfeslustig. Meyer sagt hier ganz offen heraus, was ihn eigentlich zur Dichtung trieb:

„Was, Muse, nun, gib Stoff, hilf ab der Not!
Sie sang: „In Schwaben rinnt ein Bächlein rot.“

— — — — —
„Gib, Muse, Stoff! Erhöre mein Gesuch!
Gib Stoff, ein starkes dauerhaftes Tuch!
Ein sächsisch Mönchlein aus der Rutte schloß.
Da Ritter habt ihr einen guten Stoff!“

Nun ist freilich im „Hutten“ noch wenig von Politik in einem edleren, verfeinerten Sinne zu verspüren; die Ziele sind zwar sehr

edel, weniger gewählt sind aber die Mittel. Es ist viel mehr der Geist blinden Draufgängertums, unmittelbarer Tatfreudigkeit, der hier herrscht; von wohldurchdachter Politik, von „Diplomatie“ ist noch kaum die Rede. Um Kampf seiner selbst willen ist es Hutten zu tun:

„In einer schwertgewohnten Hand begehrt
Die Feder ihre Fehde wie das Schwert.“

Wie jugendlich, unternehmungslustig, geradezu himmlisch und doch wie überaus unpolitisch ist der Inhalt des ganzen IX. Gesangs, der beginnt:

„Wir scharren uns zu lust'gem Mummenschanz,
Kapuzen über vollem Lockenfranz.“

Die Freude an dem trügigen, aber unklugen „Bettler Hans“, an Bahard, dem „Ritter ohne Furcht und Tadel“ und schließlich auch an dem eigenwilligen, umstürzlerisch gesinnten Luther beweisen, daß Meyer sich damals noch weit eher für einen „frisch-fröhlichen Krieg“, als für sorgfältiges Abwägen und langwieriges Verhandeln und Paktieren, wie es die eigentliche diplomatische Kunst erfordert, begeistern konnte. — Hinsichtlich dieser draufgängerischen Einstellung ist Meyers Hutten= Schillers Tellgestalt vielfach nahe verwandt. Der kluge, berechnete Jürg Jenatsch, von dem wir nun sprechen wollen, hat dagegen etwas mehr, wenn auch nicht annähernd gleich große Ähnlichkeit mit dem vorsichtigen, behutsamen Werner Stauffacher.

* * *

Das große — politische — Ereignis von 1870 gab Meyer weiterhin die Kraft, seinen „Jürg Jenatsch“ zu vollenden. In seiner ganz ausgezeichneten Meyer=Sinndeutung sagt Linden: „Jürg Jenatsch ist die erste große Novelle Meyers, die nun, nach dem großen Erlebnis von 1870, aus der reinen Verstandesbetrachtung herauskommt und sich mit dem leidenschaftlichen Seelengehalte des neuen Geistes füllt.“ Der „Jenatsch“ ist in der Tat ein lebens- und kraftvolles Werk, wie der „Hutten“, diesem aber an Gestaltung überlegen. Hinsichtlich des architektonischen Aufbaues ist der „Jenatsch“ überhaupt Meyers Meisterwerk und ein Meisterwerk der deutschen Dichtkunst. Auch in seiner Beurteilung der Politik und des Politikers bedeutet der „Jenatsch“ gegenüber dem „Hutten“ eine entschiedene Weiterentwicklung. Der „Jenatsch“ ist zunächst wahrscheinlich der bedeutendste politische Roman des deutschen Schrifttums überhaupt, genauer, der feinsinnigste und eindrucksvollste Roman, der über das Wesen der großen politischen Persönlichkeit geschrieben worden ist. Man könnte es einen Lobgesang auf den eigentlichen, starken Politiker nennen, wenn sich Meyer in seiner überragenden Menschlichkeit nicht selbst der vollen Tragik, die in einem solchen Schicksal liegt, bewußt geblieben wäre.

Der frohe politische Tatwille, der uns aus dem „Hutten“ so hell entgegenleuchtet, ist auch aus dem „Jenatsch“ noch keineswegs entwichen. Und dennoch kommt hier etwas neues hinzu: es ist die mehr verstandesmäßige politische Überlegung; es ist die politische Selbstbeherrschung, es ist die Diplomatie. — In diesem Werk Meyers verschlingen sich

ganz merkwürdig politische Tatkraft und politische Berechnung. Indem er diese beiden, sich scheinbar ausschließenden politischen Verfahren eigentlich miteinander versöhnt, hat er auch, durch ihre Verbindung, einen Ausgleich geschaffen, wie sie nur einem klassischen Meister des Ausgleichs, von der Art eines Meyer, gelingen konnte.

Wo Politik geübt wird, stehen wir scheinbar stets vor der Wahl zweier gleicherweise bedenklichen, betrüblichen Möglichkeiten: entweder wir bekämpfen unsere politischen Gegner offen mit blanken Waffen; wir schauen weder rechts noch links, sondern wir gehen vielmehr unmittelbar auf unser Ziel los. Dann sind wir Ehrenmänner, Leute mit freiem, reinem Blick, die sich ihres Tuns nicht zu schämen brauchen: Telle, Gutten, vielleicht auch Rohans! Bei solchem Verfahren werden wir aber selten den erwünschten Erfolg herbeiführen. Der endgültige Sieg Tells ist eine Ausnahme, die ihn Shaws „Major Bluntschli“ näherstellt, als viele gerne zugeben werden! So einfach liegen die politischen Verhältnisse selten, wie Schiller annimmt und wie die Dichter überhaupt gerne annehmen; so neuerdings auch etwa Jacobi in seinem „Opferspiel“. Vielmehr sind die ungezügeltsten Eigenbrödlers in der Politik, die unentwegten Stürmer und Dränger, meist eine große Gefahr fürs Gesamtwohl, eben weil es meist unpraktische Idealisten sind. Das zeigte uns Ibsen treffend, wenn auch bloß in der Schilderung des Alltagslebens, mit seiner Gestalt des Gregor Werle. Die Draufgänger in der Politik haben von jeher den eigentlichen Politikern die denkbar größte Sorge gemacht. — Das eben ist die andere Möglichkeit: man betreibt „eigentliche Politik“: man geht diplomatisch vor; man windet und krümmt sich, schmiegt sich an, lügt, heuchelt; bedient sich aller nur irgendwie erlaubten oder auch unerlaubten Kriegslisten. In diesem Fall haben wir eben das Urbild des geriebenen Diplomaten vor uns: beispielsweise eben eines Jenatsch oder eines Morone; dieser letzte jedenfalls ganz ein Mann nach dem Sinn und Wunsch Machiavellis. Solche Leute erreichen das Ziel, das sie sich gesteckt haben, in der Regel weit eher, als die mit dem losen Schwert in der Scheide. Sie sind die Politiker im eigentlichen, wahren Sinne des Wortes. Aber um welchen Preis gelangen sie an ihr Ziel! Ein folgerichtiger Politiker in einem erbitterten politischen Kampf ist meist ein Ungeheuer von einem Menschen, ein Scheusal, das den Begriff der Ehre nicht kennt und das schonungs- und erbarmenslos über ungezählte Opfer hinwegschreitet. Napoleon ist eine solche Gestalt aus der Geschichte; Zeus in Spittellers „Olympischem Frühling“ eine andere solche glänzend gezeichnete Gestalt aus der Dichtung.

In Meyers „Jürg Jenatsch“ erleben wir, in selten packender Schilderung, den schier übermenschlichen Erfolg eines unerbitterlichen, zähen Politikers und zugleich das Trauerspiel seiner „Entmenschlichung“, um es so zu nennen. Jenatsch gelingt die Befreiung seines Vaterlandes; aber sie kostet ihn unermessliche persönliche und fremde Opfer und schließlich das eigene Leben. Wenn Jürg, der ehemalige protestantische Pfarrer, zuletzt, am Ende seiner Laufbahn, aus bloßer politischer Berechnung, gar noch in die katholische Kirche übertritt, dann muß selbst

dem unerbittlichsten „Realpolitiker“ grauen und wir fragen uns schließlich: lohnte das Ergebnis wirklich alle diese Opfer?

Im „Jürg Jenatsch“ sind vier Gattungen von Politikern einander gegenübergestellt. Da ist einmal der finstere Pompejus Planta, der ausgesprochene Intriguenpolitiker. Er ist politisch ohnmächtig und, in seinem tief gekränkten persönlichen Stolz, scheut er, eine echte Renaissancegestalt, vor keinem Mittel zurück, um Rache zu üben und seine alte politische Stellung wieder zu erobern: er war es, der den teuflischen Plan eines Blutbades unter seinen protestantischen Landsleuten im Beltlin ausheckte. — Dann ist da Heinrich Waser, der Amtsschreiber und künftige Bürgermeister von Zürich, der vorsichtige und humane Diplomat eines wohlgeordneten, friedliebenden Gemeinwesens; der etwas zopfige Staatsmann, der jeder Gewaltanwendung abhold ist; doch viel versteht und verzeiht. Als „Neutraler“ will er sich in Dinge, die ihn unmittelbar nichts angehen, nicht einmischen; im gegebenen Falle ist er aber, im Ausmaße dessen, was sich für einen Neutralen schickt, dennoch zu tatkräftiger Hilfe und vor allem zur Versöhnung bereit. Hinsichtlich seiner neutralen Haltung ist er der Inbegriff eines guten schweizerischen Politikers unserer Zeit überhaupt. Durch seinen Willen, überall vermittelnde, vertrauensvolle, entgegenkommende, abwartende Politik zu üben, ist er aber der ausgesprochene liberale Politiker. — Herzog Heinrich Rohan weiterhin ist, politisch betrachtet, Waser nahe verwandt; er ist aber weniger tatkräftig als dieser; er ist mehr entsagender Politiker; er ist eine Vorahnung des „Heiligen“ und des Pescara. Rohans Humanität führt zur Tatlosigkeit und zur Schicksalsergebenheit. Was Planta zu viel hat, hat er zu wenig. „Ich bin ein Kriegermann und rühme mich dessen,“ sagt Rohan zu Jenatsch, „aber es gibt Augenblicke, wo ich diejenigen glücklich preise, die dem Volke predigen dürfen: ‚Selig sind die Friedfertigen.‘“ Rohan ist ein zu feiner, vornehmer Mensch für die wild bewegte Politik jener Zeit. Er mußte deshalb an ihr zerbrechen.

Die Gestalt des Jürg als Politiker ist nicht mit wenigen Worten zu kennzeichnen. Er hat etwas von allen den drei Genannten, er ist eine überaus vielgestaltige politische Natur. Bekanntlich dachte C. F. Meyer stark an Bismarck, als er seinen „Jürg“ entstehen ließ. Heutigentags hat auch ein Mussolini unverkennbar Verwandtschaft mit einem Jürg. Mussolini ist jedenfalls in der Anwendung politischer Mittel, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, kaum minder unbedenklich als Jürg; doch empfinden wir ihn, im Gegensatz zu diesem, kaum als eine tragische Gestalt. Jürg ist vor allem eine starke Willensnatur, dazu eine Kraftgestalt von den Ausmaßen eines Michelangelo: er ist vor allem maßlos in seinen Mitteln. Er besitzt einen grenzenlosen Ehrgeiz, den er freilich in den Dienst seines engeren Vaterlandes stellt; doch es ist bei ihm, wie bei vielen Politikern seiner Art, schwer zu entscheiden, was eigentlich überwiegt, der Ehrgeiz oder die Vaterlandsliebe. Jenatsch ist Draufgänger, Staatsmann und Diplomat zugleich; seine Politik ist unglaublich anpassungsfähig; er ist ein wahrer Künstler in diesem Ge-

biet. Oft glaubt man, Zenatsch betreibe seine Politik wie eine Art Spiel; doch unvermittelt kehrt immer wieder der mitfühlende Mensch bei ihm hervor. Zenatsch ist von Natur aus kein harter, unerbittlicher Mensch; er wird es nur durch verstandesmäßige Überlegungen; erst nach schweren inneren Kämpfen entschließt er sich zu Grausamkeiten, die ihm notwendig erscheinen, wenn er nicht auf halbem Wege umkehren will. Er macht sich Gewissensbisse über die grausame Folterung des unschuldigen Erzpriesters Rusca und solche Gewissensqualen peinigen ihn auch später immer wieder. Höchst aufschlußreich für den Charakter des Zenatsch ist jene überaus dramatische Stelle, wo Zenatsch in stürmischer Nacht umherirrt, um sich Rechenschaft darüber abzulegen, ob er dem Rohan die Treue brechen dürfe. Da heißt es etwa: „Er wagte es nicht, sich mit einem Nebenbuhler zu messen, der über den Schranken der Gewissenhaftigkeit stand; er scheute sich, seinen Gegner mit jenen wirksamsten Waffen zu bekämpfen, die Richelieu mit Meisterschaft führte!“ Das darf man nicht vergessen: Zenatsch ist in der Wahl seiner Mittel gewissenhafter als Kardinal Richelieu. Billigerweise muß anerkannt werden, daß er umständehalber mit Rohan sehr glimpflich verfährt.

Zenatsch ist einfach ein folgerichtiger Politiker; ein Mann, der ein Ziel fest ins Auge faßt und nicht davon abweicht, trotz aller Hemmungen und Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen. Er ist eine ähnliche Gestalt wie Ibsens Brand, der erklärt: „Alles oder nichts“ und wie dieser verdient er gleichzeitig Bewunderung und Abscheu. Beides sind Übermenschen, die nicht nach herkömmlichen Maßstäben gemessen werden dürfen. Zenatsch ist das Idealbild eines Politikers, weil er mit Kraft und mit Umsicht sein politisches Ziel verfolgt und erreicht. Fast mit innerer Notwendigkeit mußte Zenatsch schließlich als „Volksfeind“ enden. Indem Meyer zeigt, wie Zenatsch am Ende seiner Laufbahn der bestgehaßte Mann in seinem Volke wurde, hat Meyer die tiefste Tragik des wahren Helden viel richtiger erkannt, als etwa Schiller, der den „Volksbefreier“ Tell nach vollbrachter Tat vom Volke umjubeln läßt. Zenatsch stirbt zuletzt, von allen gehaßt, wie die Heilige Johanna von Shaw und viele ihresgleichen.

* * *

In den späteren Novellen Meyers tritt nun die Gestalt des entzagenen Politikers immer mehr in den Vordergrund: der Heilige von Pescara! Persönliche und äußere, politische Gründe wirkten bei diesem Gesinnungswandel des Dichters mit. „Ende 1887 verfällt C. F. Meyer in eine schwere Krankheit; das Jahr 1888 wird zu einem Zusammenbruch. Seine Lebenszuversicht schwand von dieser Zeit an,“ sagt Linden. Im Jahre 1890 tritt Bismarck von der Politik zurück. „Die große Zeit Deutschlands, wie Meyer sie auffaßte, ist vorbei.“ Meyer verliert offensichtlich seinen Glauben an die heilbringende Macht des Politikers. In dieser Zeit fühlt sich Meyer immer mehr vom Geist des Christentums angezogen. In dieser Zeit schrieb er auch viele seiner wehmütigen Gedichte.

Der „Heilige“ stammt freilich noch aus der Zeit vor Meyers neuer Erkrankung. Hier wird uns die Gestalt eines maßlos von Gewissensbissen gepeinigten Politikers vorgeführt. Zuletzt wird der einstige Primas von England ein Wanderprediger, ein Büsser, ein religiöser Schwärmer erlesener Güte. Bis die Dinge so weit gediehen sind, bietet aber auch Thomas Becket das Beispiel eines ganz hervorragenden Politikers und Diplomaten. Bei keiner andern von Meyers Gestalten, mit einziger Ausnahme vielleicht von Morone, tritt der Politiker so ausgesprochen in Gestalt des Diplomaten auf, wie beim Heiligen. Dabei besteht freilich der Unterschied, daß der Heilige ein überaus gewissenhafter, edelgeinnter Diplomat ist, Morone aber ein eigentlicher Routinier, ein Mensch ohne viel Seele, der sich auf seine diplomatischen Kunstgriffe weiß was einbildet, bis er schließlich in seinen eigenen Netzen hängen bleibt. — Der „Heilige“ benötigte deshalb noch mehr diplomatische Fertigkeiten als Zenatsch, weil er fortgesetzt auf die Wünsche eines sehr gewalttätigen Gebieters Rücksicht nehmen muß. König Heinrich von England ist eine Kraftnatur wie Zenatsch; aber ohne jeden Idealismus und ohne jedes Gewissen. Ein besonderes politisches Geschick ist erforderlich, um die politischen Pläne den Launen eines solchen Gewalttätigen nicht andauernd zum Opfer fallen zu lassen. Dieses Geschick ist eben das Bewundernswerte am „Heiligen“ als Politiker. Der Kanzler hat gewissermaßen einen „Zweifrontenkrieg“ zu bestehen, gegen außen hin, besonders gegen die trüßigen Feudaladeligen Englands einerseits, und gegen seinen Herrn, den König, weiterhin. Diese Leistung erfordert schon höhere Diplomatenkunst! Meyer sagt das selbst in einem Brief: „Der Kanzler ist durch und durch Diplomat; er spielt mit dem König von Anfang an wie eine Katze mit der Maus.“ Im Gegensatz zu Zenatsch ist er aber schließlich doch zu schwach, um diesen Kampf durchzuhalten. Er kann den Tod seiner Tochter Grace nicht überwinden und verweigert im letzten Augenblick dem König den „Friedensfuß“. Beim „Heiligen“ überwiegt am Ende der Schicksalsglaube den politischen Glauben.

* * *

Dieselbe Tragik erleben wir weiterhin bei der letzten großen politischen Gestalt, die C. F. Meyer gezeichnet hat, bei P e s c a r a. Auch Pescara bricht vor der politischen Aufgabe, die ihm gestellt ist, zusammen, weniger freilich aus inneren Gründen, als vielmehr seiner Wunde wegen, die er sich in der Schlacht von Pavia geholt hat. Diese „Wunde“ ist aber — Robert Faesi weist darauf hin —, tiefer gesehen, doch nur ein Sinnbild für die Unzulänglichkeit des Menschen, großen — politischen — Aufgaben gegenüber. Bevor ihn der Schwertstoß jenes Schweizers in Pavia traf, hatte auch Pescara die Ausmaße einer gewaltigen, kraftvollen Renaissancepersönlichkeit, wie etwa Zenatsch. Der „Staatsmann“ Guicciardin sagt von ihm: „Er glaubt nur an die Macht und an die einzige Pflicht der großen Menschen, ihren vollen Wuchs zu erreichen mit den Mitteln und an den Aufgaben der Zeit.“ Doch auch

Pescara ist, wie Rohan und wie der Heilige, schon von moralischen Zweifeln angekränkt. „Menschen und Dinge mit unsichtbaren Händen zu leiten, sei das Feinste des Lebens und wer das einmal kenne, möge von nichts anderem mehr kosten“ meint er. Doch gleich darauf bekennt er: „Politik sei ein schmutziger Markt.“ Pescara läßt sich politisch auch von Frauen beeinflussen, nämlich von der Vittoria Colonna. Welch ein Gegensatz zu Zenatsch, der den Vater seiner Geliebten ermordet! Pescara verhält sich unentschlossen, trotz den heißen Werbungen Morones und Colonnas, er möge die Einheit Italiens wieder herstellen. Er hat Gewissensbisse seinem Kaiser gegenüber. Lange schwankt Pescara. Schließlich bekennt er schicksalsergeben: „Der Niedergang Italiens ist unaufhaltsam.“ „Die Stunde des Heils ist vorüber“ und er läßt den Dingen seinen Lauf. Mailand fällt, die Plünderung Roms, das Sinnbild für das Ende der glanzvollen Renaissancezeit in Italien, steht unmittelbar bevor.

* * *

Gedanken an Politik durchziehen fast das ganze Werk C. F. Meyers wie ein roter Faden. Er steht ganz im Bann des Gedankens von der Bedeutung und der Macht der Politik. Wir nannten nur die wichtigsten seiner politischen Gestalten; kaum eine seiner Gestalten ist jedoch ganz unpolitisch — etwa Irysch, verträumt, weltabgewandt. Dieses ausgesprochene politische Denken Meyers ist vielleicht nur ein besonderer Ausdruck seiner starken Verstandesmäßigkeit. Zuweilen wirkt dieses ewige Sinnen, Grübeln, Abwägen der Folgen und der Vorteile einer Handlung geradezu quälerisch. Dieser Zug dieses Dichters gewährt auf alle Fälle tiefe Einblicke in sein innerstes Seelenleben. Zweifellos besitzt Gottfried Keller, mit seiner prächtigen einfachen, schlichten Daseinsfreude ein viel unmittelbarereres Verhältnis zu den Dingen dieser Welt, als Meyer.

Meyer berauscht sich geradezu an der fast geheimnisvollen Macht der Politik, genauer der politischen Kunst, der Diplomatie. Er vergleicht Politik häufig mit einem Spiel, besonders mit dem Schachspiel. Dreimal in seinem Werk läßt er den Großmeister diplomatischer Kunst, Niccolò Machiavelli, als Truggestalt erscheinen. Mehr beiläufig wird der Name im „Jürg Zenatsch“ zweimal genannt. Und dann beschwört auch Pescara den Geist des großen Florentiners, als ihn die Beredsamkeit Morones in seinen tiefsten Überzeugungen schwanken läßt: „Rede, Niccolò Machiavelli! Ich werde dich schweigend und bewundernd anhören und dir dann doch vielleicht beweisen, daß du für einen Staatsmann immer noch zu viel Einbildungskraft besitzt. O, ich will dich kritisieren, mein Niccolò! Aber beginne.“ Meyer ringt selbst mit dem Geist dieses Führer-Verführers.

In vielen Stellen seines Werks spricht Meyer ganz allgemein von der Notwendigkeit und von der Macht der Politik. Ergreifend ist die Stelle, wo Zenatsch die Notwendigkeit zu erkennen glaubt, die Bibel mit dem Schwerte zu vertauschen: „Schwert und Bibel taugen nicht zu-

sammen. Bünden bedarf des Schwertes und ich lege die geistliche Waffe nieder, um getrost die weltliche zu ergreifen." Das ist ein offenes Bekenntnis zur Politik zunächst, zur Machtpolitik weiterhin! Durch seine Erlebnisse in Bünden hatte auch Waser erst den wahren Sinn der Politik begreifen gelernt: "... die staatsrechtlichen Handlungen waren für ihn keine leeren Formeln mehr, keine bloße Übung seiner behenden Gedanken; er war davon durchdrungen, daß dabei Wohl und Wehe der Völker auf dem Spiele stehe, er hatte der Wirklichkeit ins drohende Antlitz geschaut." In seiner Einschätzung der Diplomatie ist Meyer etwas unsicher und wechselnd. In seinem „Hutten“ unternimmt er einen herz- und geisterfrischenden Ausfall gegen die kluge Verschmitztheit des „Gelehrten“, Erasmus von Rotterdam:

„Du kennst die Wahrheit, übe nicht Verrat,
Gib Zeugnis, wage eine Mannestat!“

Pescara aber nennt, wie wir hörten, kunstgerechte Politik, als wesentlich gleichbedeutend mit Diplomatie: „das Feinste des Lebens“. Und im „Heiligen“ wird „die Schärfe des Verstandes und die politische Weisheit“ des Fürsten von Cordoba gerühmt, der „ohne Krieg und Blutvergießen durch die bloße Anwendung der Staatskunst in nicht langer Zeit der mächtigste der maurischen Könige geworden sei.“ —

* * *

Nur kurz sei von den politischen Gegenwartszielen die Rede, die Meyer am Herzen lagen und die in ihm gewissermaßen die begeisterte Stimmung schufen, aus der heraus er viele seiner dichterischen Werke geschaffen hat. Meyer ist kein Realpolitiker, er setzt sich immer nur für eigentliche politische Ideen, für politische Ideale von umfassender, man kann sagen europäischer Bedeutung ein. Die Einigung des Deutschen Reichs und der Zusammenschluß Italiens zu einem Einheitsstaate, das waren zunächst seine beiden großen politischen Hoffnungen; er nennt es selbst (die) „zwei Aufgaben des Jahrhunderts“. Aus seinen Briefen erkennt man, mit welcher Leidenschaft er diese politischen Ereignisse verfolgte.

Es ist viel romantische Sehnsucht in diesen politischen Idealen Meyers; es ist der Wunsch einer „glanzvollen“, nach außen hin starken deutschen „Nation“ und eines Italien, das an dessen einstige „historische Größe“ erinnert, der ihn beseelt. In dem Gesang, „Deutsche Libertät“, im „Hutten“ preist er dieses neue deutsche Reich in ganz überschwänglichen, träumerisch-seherhaften Worten. Es ist ihm gar nicht um die wirkliche Wohlfahrt des Volkes oder der Völker zu tun, sondern nur um den „Ruhm“ der Nation. Damit unterscheidet sich die politische Einstellung Meyers grundsätzlich von der Kellers, dem Politik in erster Linie „Bürgerpflicht“ war. Meyer hat auch keinen Sinn für das Wesen und die Bedeutung der Demokratie. Er äußert sich darüber etwa in einem Brief an Haessel vom 5. Oktober 1871: „Nach italienischen Demokraten (wie nach Demokraten überhaupt) gelüstet mich so wenig wie Sie...“ Um so begeisterter schwärmt er für Monarchie und

Diktatur. Die Monarchie und besonders das deutsche Kaisertum schien ihm eben unerläßlich für Deutschlands „Größe“. Daher sein *Ghibellinentum*! Unablässig träumte er den Traum einer großartigen Kaiserherrlichkeit. In der „Richterin“ ist Karl der Große das Sinnbild des deutschen Kaisers. In Jugendplänen wollte er die alten deutschen Kaiser, die Hohenstaufen, verherrlichen, Otto III., Konradin, Heinrich IV., Friedrich II.; er hegte auch den Plan einer „Kaisertrilogie“. Noch in seinem begonnenen Spätwerk, „Petrus Vinea“, sollte die Tragik von Kaiser Friedrich II. geschildert werden.

Ein anderer großer politischer Zeitgedanke Meyers ist sein Kampf gegen *klerikale Unfreiheit*, gegen das „Jesuitentum“. Es war der „Kulturkampf“, der in jenen Jahren ausgefochten wurde, der ihn zur entschlossenen Parteinahme für den Protestantismus entscheiden ließ. Besonders im „Heiligen“ und in den „Leiden eines Knaben“, vom „Hutten“ ganz abgesehen, findet diese antiklerikale Stimmung Meyers ihren Ausdruck. Er ist auch Wilhelm II. zugetan, weil er in ihm das protestantische Deutsche Kaiserreich auferstehen sieht. Später erkannte er freilich seine Verblendung hinsichtlich Wilhelm II.

* * *

Es würde uns zu weit führen, wenn wir noch eingehender aufzeigen wollten, wie tief Meyer in das Wesen der großen Politik hineingeschaut hat, wie fein er ihre wichtigsten Mittel, Wege und Schliche erkannt und herausgearbeitet hat. — In einer Stelle seines „Heiligen“ nennt Meyer in einem Satz die drei wichtigsten Mittel der „Staatspolitik“: Waffen, Geld und geistige, besonders geistliche Gewalt. — König Heinrich, von seinem Kanzler verlassen, bangt vor dem Capedinger, König Ludwig, bei dem der Kanzler in Frankreich weilt. Von diesem König Ludwig heißt es: „Dieser Herr war ein geborener Freund der Geistlichkeit und beschwor den Vater der Christen mit Beilegung goldener Pfennige (!), die Sache des heiligen Primas an die Hand zu nehmen gegen Herrn Heinrich, welcher sein und seines Hauses Erbfeind war, und den er mit den Waffen der Kirche (!) wirksamer zu bekriegen hoffte, als mit seinen weltlichen (!).“ —

Von der staatspolitischen Bedeutung militärischer Gewalt ist häufig die Rede. — Zenatsch sagt, als er noch nicht daran denkt, sein Pfarramt aufzugeben: „Der Part ist ungleich: uns ist nur das Schwert des Geistes gestattet, angefallen aber wird unser Fleisch mit Eisen und Blei.“ Die ganze spätere Politik von Zenatsch besteht dann zuletzt darin, immer wieder ein Schwert durch das andere zu vertreiben, um sein Heimatland endgültig zu befreien. — Im „Pescara“ erkennt der kluge Morone, daß nur Pescara, der Feldherr, seiner selber ebenbürtig ist, um in die politische Wagschale geworfen zu werden.

Meyer weiß auch sehr wohl, welche Rolle das Geld in der Politik spielt. Er scheut sich, im Gegensatz zu einem echten Romantiker auch keineswegs, davon zu sprechen. Im „Zenatsch“ erklärt er Frankreichs Politik wesentlich aus der Tatsache, daß es wegen des langen Krieges

in Deutschland kein Geld mehr habe. Dieser Geldmangel Frankreichs macht Zenatsch schließlich zu einem eigentlichen Condottiere: er wird der Feldherr, weil er die Truppen besolden kann!

Wichtiger ist aber die Bedeutung, die Meher den geistigen Mächten und besonders der Kirche in der Politik beimißt. Meher spricht von der Macht der öffentlichen Meinung, mittelbar sogar von der Macht der Presse auf die Politik; er weiß auch, daß die Wissenschaft eine nicht zu verachtende Waffe in der Politik sein kann; besonders aber betont er immer und immer wieder den gewaltigen politischen Einfluß der Religion. Von der Bedeutung der mehr individuellen geistigen Mächte auf die Politik sprechen wir zum Schluß.

Meher hat eine ungeheure Hochachtung vor dem politischen Vermögen der Kirche. Schon sein „Hutten“, dem doch sonst nichts unmöglich schien, muß bekennen:

„Die Mönchlein, die wir kniffen bis aufs Blut,
Sie bechern alle wieder wohlgemut.“

Zenatsch kann sein Land schließlich nur durch den Übertritt zur katholischen Kirche befreien! Die Bischofswürde verleiht dem „Heiligen“ eine unheimliche Gewalt; als er verstoßen wurde, schleuderte der Papst den Bannstrahl gegen den König von England. Im „Heiligen“ wird überdies ganz offen von der politischen Macht der Kirche gehandelt. Der Kanzler erklärt dem König, warum „auch erschlichene Rechte der Kirche sich so schwer mindern oder aufheben lassen“: „weil die Kirche ein Doppelwesen ist, das aus Leib und Seele besteht“. Und er erläutert ihm dann, daß der Leib nicht ganz so rein ist, wie die Seele. — In der „Versuchung des Pescara“ ertönt das kräftige Wort: „Da schaffe einer Ordnung, wo die Pfaffen Meister sind!“ Vom Papsttum wird hier kein gerade rühmliches Bild entworfen; es war freilich die Zeit seiner wildesten Entartung in der Renaissance. Von ihrem politischen Einfluß heißt es: „Seitdem unsere Päpste sich verweltlicht haben und einen Staat in Italien besitzen, ist ihnen das kleine Zepter teurer als der Hirtenstab.“ Seit 1870 besteht der Kirchenstaat freilich nicht mehr.

Der Klerikalismus ist zwar für Meher die einflußreichste und verhängnisvollste unter den geistig-politischen Mächten; doch anerkennt er auch die Wirksamkeit anderer geistiger Kräfte in der Politik.

Er spricht gelegentlich von der politischen Macht der öffentlichen Meinung, der Presse im besonderen. In den Renaissancezeiten, in denen Meher mit Vorliebe verweilt, gibt es freilich noch keine eigentliche Presse; statt dessen erscheinen ganze Auflagen von Lob- und Schmähschriften und dergleichen. Wir erinnern an jene glänzend geschilderte Zusammenkunft der Staatsmänner von Mailand, Florenz und Venedig im „Pescara“, die schließlich zur Begründung der Liga von Cambrai führt. Anläßlich dieser Politikerversammlung wird eingehend von der Macht der öffentlichen Meinung, die Pescara zum Abfall vom Kaiser bestimmen soll, gesprochen. Die „öffentliche Meinung“ soll den Übertritt Pescaras als glaubwürdig erscheinen lassen, noch bevor dieser Übertritt

wirklich vollzogen ist! Der bestgehaßte Pamphletist jener Zeit — heute würde man sagen, der einflußreichste Journalist — ist Pietro Uretin; er soll die geistigen Waffen zu jener Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Italien liefern. Von ihm heißt es: „Seine Briefe, an wahre oder erfundene Personen, in tausend und tausend Blättern ausgestreut, sind eine Macht und beherrschen die Welt.“ Uretin soll mit einer „sehr starken Summe“ bestochen werden... „So bildet sich eine unüberwindliche politische Überzeugung...“ Man kann die politische Macht der Presse kaum in höheren Tönen preisen, als hier geschieht.

Auch die Wissenschaft ist, ihres hohen Ansehens in der öffentlichen Meinung wegen, oft eine wirksame politische Waffe. Im „Pescara“ kommen zwei Juristen zur Sprache, die in politischer Absicht gefälschte Rechtsgutachten ausstellen. Von ihnen heißt es: „Zwei käufliche Schurken, die den Meineid mit Bibelstellen belegen.“ Ebenso ist im „Heiligen“ von dem „schändlichen Geschwür des Reiches“, der „geistlichen Gerichtsbarkeit“ die Rede.

Diese allgemeinen geistigen Mächte sind eigentliche geistige Institutionen. Daneben gibt es selbstredend eine Menge mehr individueller geistiger Kräfte, die ebenfalls stark mitbestimmend wirken in der Politik. Man kann vielleicht sagen, Meyer habe nicht nur die „Soziologie“, sondern auch die „Psychologie“ der Politik und des Politikers sehr eingehend ergründet und weiß auch hierüber viel Bemerkenswertes zu vermelden.

Im „Zenatsch“ sagt Meyer ganz allgemein, auch zur bloßen Wahrung der staatlichen Unabhängigkeit eines kleinen Gebietes sei politische Begabung unerläßlich, „um aber weltbewegend einzuwirken, sei „nationale Größe“ notwendig, wie sie gegenwärtig nur das durch seinen genialen Kardinal zusammengefaßte Frankreich besitze.“ Große Politik erfordert Genialität, meint Meyer! — Waser, der diese Betrachtungen anstellt, fährt dann fort, er habe sehr oft dem Wesen dieser Größe nachgeforscht und sei zu einem eigentümlichen Schlusse gekommen. Es scheine ihm nämlich, als beruhe diese materielle Macht auf einer rein geistigen, „ohne welche die erste über kurz oder lang falle, wie ein Körper ohne Seele“. Dieser verborgene schöpferische Genius „äußere sich aber auf die feinste und schärfste Weise in der Muttersprache und Kultur“. Es sind ausgesprochen völkische Gedanken, die Meyer hier verkündet. Er denkt dabei eben an sein romantisches Ideal „nationaler Größe“, von dem wir schon sprachen. Uns interessiert hier jedoch nur seine Hochschätzung der geistigen Kräfte für die Politik. Diese Äußerung Meyers beweist besonders treffend, daß er einer idealistischen Geschichtsauffassung doch wesentlich näher steht, als einer realistischen Geschichtsbetrachtung.

Unter den Fähigkeiten eines tüchtigen Politikers stellt Meyer wahrscheinlich die Menschenkenntnis und die Selbstsicherheit obenan. — Der etwas zynisch veranlagte Wertmüller meint in einem aufschlußreichen Gespräch mit Waser über die verhältnismäßige Bedeutung politischer Kräfte und Fähigkeiten: „Um aus den durch-

einandergewürfelten Elementen der Welt etwas Planvolles zusammenzubauen, braucht es meines Bedünkens kältere Eigenschaften" (als Begeisterung und blindes Draufgängertum): „Menschenkenntnis, will sagen Kenntnis der Drähte, an welchen sie tanzen, eiserne Disziplin und im Wechsel der Personen und Dinge festgehaltene Interessen." — Selbstbeherrschung und Verschllossenheit sind notwendig zur Selbstsicherheit. Wegen seiner mangelnden Selbstbeherrschung wird der König Heinrich von England ein „Unfähiger" genannt. Er kann „sein Reich so wenig wie sein eigenes Gemüt zähmen und regieren". Und der Kanzler sagt einmal von sich, er sei nicht so gelassen, als er scheine. Verschllossenheit ist ein wesentlicher Charakterzug von Zenatsch, von Pescara und vom Heiligen!

Thomas Becket und bedingterweise auch Pescara fehlen freilich andere, für einen Staatsmann unentbehrliche „Tugenden": Entschlußfähigkeit und besonders Rücksichtslosigkeit. Hierin vor allem ist ihnen Zenatsch überlegen. Der Bogner sagt vom Heiligen: „Herr Thomas konnte kein Blut vergießen." Zenatsch konnte es wohl.

Bemerkenswert ist, daß Meyer die Gabe, die den Dichter besonders auszeichnet, am Politiker nicht missen möchte, nämlich die Einbildungskraft oder doch die Vorstellungskraft. Auch der englische Dichter A. G. Wells weist in einem seiner Essays auf die politische Rolle dieses Vermögens hin; er erwähnt als ein Beispiel, daß Churchill, der englische Flottenminister während des Weltkriegs, gegen die starken Widerstände der „Fachmänner" im britischen Kriegsministerium unermüdlich für die Einführung des Tanks eingetreten ist. Diese neuartige Landkriegswaffe wurde dann in der Tat von entscheidender militärischer Bedeutung. — Unter den politischen Gestalten Meyers besitzt besonders Morone diese Eigenschaft in hohem, vielleicht etwas zu hohem Maße. Guicciardin meint von ihm: „Ein Phantast wie du, Kanzler, mit den unbändigen Sprüngen deiner Einbildungskraft ist dazu da, das Unmögliche zu erdenken und auszusprechen, das vielleicht, näher betrachtet, nicht völlig unmöglich ist." Auch der rege Geist eines Zenatsch ersinnt immer neue politische Verbindungen, die freilich nicht gar so „phantastisch" sind, wie diejenigen Morones, dafür aber um so erfolgreicher.

Es wäre erstaunlich, wenn Meyer nicht auch gelegentlich vom alt-exprobtten Mittel jeder persönlichen Politik, von der Schmeichelei spräche. Die Frauen sind es bekanntlich, die dieses „politische Mittel" mit besonderem Geschick zur Anwendung bringen; deshalb vor allem leisten sie dem „Politiker" oft so unschätzbare Dienste! — Im „Pescara" umschmeicheln zunächst Morone und Papst Clemens Colonna, die Gattin des Pescara. Morone sagt ihr, mit ganz Italien verehere und bete er sie wie eine Gottheit an, und: „Drei Frauen haben Italien gefesselt. Die vierte, die ihr seid, muß es erlösen!" Vom Papst sagt Meyer: „Papst Clemens durfte sich die Gelegenheit nicht enttrinnen lassen, Pescara durch den geliebten Mund seines Weibes zum Abfall zu bewegen." Mit List wirft der Papst seine schmeichlerischen Netze über die

stolze Vittoria Colonna. Diese wirbt dann auch ihrerseits mit der ganzen Verführungskraft, derer ein schönes und gescheites Weib fähig ist, bei ihrem Manne zugunsten ihres Vaterlandes, wohlverstanden, im reinen Glauben an die Uneigennützigkeit ihrer Sache.

Der „Gutten“ ist der Anwalt der Ehrlichkeit und Offenheit auch in der Politik. Wir verwundern uns nicht weiter, daß Meyer, nachdem er einmal die Notwendigkeit des „Ränkeschmiedens“ in der Politik erkannt und zugegeben hat, auch ausdrücklich erklärt, ohne List und Lüge gehe es hier nicht ab. Freilich ist es wieder der Kanzler Girolamo, der mit besonderem Nachdruck diese verwerflichen Mittel für die Politik fordert. Er legt seine Gedanken, aus berechtigter Scham, einem Dritten in den Mund, indem er den eingekerkerten Ludwig den Mohren von Mailand sagen läßt: „Ohne List und Lüge gründet sich kein Reich.“

Meyer hat selbstredend schwer gelitten unter diesem inneren Widerstreit von Politik und Moral; sein ganzes Werk ist das beste Zeugnis für diese Behauptung. Am Anfang seines Lebenswerks, im „Gutten“, ist es das heldenhafte Gefühl männlicher Rechtschaffenheit, das die Wage mehr zugunsten der Moral, zur Moral des offenen Kampfes für das Gute, neigen läßt; am Ende seines schriftstellerischen Schaffens, in der „Angela Borgia“, ist es das christlich-religiöse Gefühl weiblichen Mitleids, das ihn wiederum von der eigentlichen Politik weg und zur Moral, nunmehr zur Moral der Demut und der Schicksals-ergebenheit führt. — In seinen kraftvollsten und wohl auch ausgereiftesten Schaffensjahren zeigt Meyer aber die Politik, wie sie ist; er schildert sie in ihren grellsten Farben und huldigt unbedenklich auch dem Grundsatz, daß der gute Zweck so ziemlich jedes Mittel heilige. — Gerade dieser „unmoralischen“ Seite der Politik ist Meyer mit dem Eifer eines eigentlichen wissenschaftlichen Forschers nachgegangen: und so sehen wir, wie er uns am Ende ein eigentliches Verzeichnis der wichtigsten Machtmittel und Ränke der Politik bietet, angefangen von den allbekannten materiellen Druckmitteln, bis zu den persönlichsten Mitteln geistiger „Einfühlung“.

* * *

Mag man auch Meyers politisches Weltbild nicht für das einzig mögliche halten, so steht dieses doch in seiner Größe und Geschlossenheit fest und kann vielleicht gerade auch unserer Zeit wieder manchen wertvollen Anknüpfungspunkt bieten. Meyer mußte es selbst am besten, daß er „kein ausgeklügeltes Buch“ sei. Die Schweiz hat aber allen Grund, nicht nur auf den Künstler, sondern auch auf den politischen Denker Meyer stolz zu sein und es war vielleicht bisher ein großes Versäumnis, diesen hochgeistigen Zürcher nicht in stärkerem Maße auch als Politiker gewürdigt zu haben.